



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Die positive Religion und ihre Bildlichkeit (Mythus und Symbol)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

Tragödie des Lebens. Sie sagt: du bist ein Zwerg und mir ganz fremd, wenn du glaubst, du seiest dem Weltall irgendwie unentbehrlich und es komme ihm alles darauf an, dich zu retten. Davon durchbohrt sein ist das Erste der Religion, und es ist ein Grundgefühl, weil es einfach aussagt, was wir sind. — Aber dasselbe Grundgefühl wird uns auch weiter sagen: Diene diesem ungeheuren Ganzen! Dann bist du ein Teil, ein brauchbares Glied in ihm, und dies gibt dir deinen Wert; dann wirst du nicht mehr Schauer haben vor dem Gefühl deines Nichts, sondern dann bist du ein Etwas. — Es mag manchem hart erscheinen, aber das Unglück dieser Dienstpflicht ist in Wahrheit nur inneres Glück, das unser Gefühl befreit und versöhnt. Darin liegt die wahre Heiligung. Du mußt dein Leben durch Arbeit abverdienen. Dienen wird das Rechte sein. Dienen wird auch das rechte Moralprinzip sein; ich kenne ein besseres nicht. Wer dient, und wäre es dem kleinsten Ganzen, der hinterläßt Früchte, die ihn überleben; und das ist nach meiner Ueberzeugung der einzige Weg, unsterblich zu werden. Dienen heißt sich ins Zeitlose erheben und es in jedem Momente treuen Dienstes genießen.

Religion ist Durchdrungenheit von unserer Gliedschaft im Universum. Religion heißt den Egoismus opfern. Dankbar sein heißt dienen. Wenn dies Religion ist, so werden Sie nun sogleich erkennen: für die Menge ist das nie Religion gewesen und wird es auch nie sein. Seit es eine Religion gibt, hat sich das Grundgefühl, auf dem sie beruht, eine Bilderwelt geschaffen und diese für unbedingt wahr gehalten. Alles Gefühl verlangt, sich an eine Vorstellung anzuknüpfen wie eine Ranke an einen Stamm; und so nimmt die Religion die Vorstellung, die Phantasie zu Hilfe; und damit zieht sie die Kunst in ihren Dienst. Die Götter, denen von der mythischen Phantasie schon ein Leib angedichtet war, sind von der Kunst bildlich vor Augen gestellt und zu idealen Gestalten verklärt worden. So hat die Religion mit der Welt ihrer Vorstellungen der Kunst herrliche, nie ganz entbehrliche Motive geboten, und die dankbare Kunst hat diesen an sich noch unklaren Vorstellungen Form gegeben. Den Wert

der Kunst für die Religion bezeichnet ein Grieche mit dem einfachen Wort: „Die Dichter haben den Griechen ihre Götter geschenkt.“

Also das religiöse Gefühl des Volkes bedarf der Phantasie, der Kunst. Solange positive Religion besteht, haben die Völker die Naturkräfte personifiziert und den daraus geschaffenen Göttern noch andere Eigenschaften beigelegt, wodurch die Idee ihrer Herrschaft auf die sittlichen und politischen Gebiete ausgedehnt wurde. Sie haben diese Götter immer auf Kosten der Natur für wahr, für existierend gehalten, haben ihnen einen Wohnort angewiesen, also im Olymp, im Himmel u. a. D., haben sie aus diesen Wohnungen heraustreten lassen; und damit war immer das Wunder verbunden. Sie haben geglaubt, daß in der Natur etwas gegen die Natur vor sich gehe, also: daß es hölzernes Eisen gebe. Jede Volksreligion ist darin unfrei. Während ihre Bilderwelt für den Frommen (im respektiven Sinn) eine Stütze ist, hat sie von jeher auch verfinstern gewirkt; und da die Menschheit diese Bilderwelt niemals entbehren kann, ist ja eine Hölle von Nebeln über sie gekommen. Das ist die schwache, die sterbliche und unheimliche Seite der Religion, die wir positiv nennen im Unterschied von jener reinen, die keinen Kultus gründen kann.

Das Sinnbild, das Symbol, der Schein gilt dem positiv Religiösen für eine Realität, die er sich um keinen Preis nehmen läßt, für Thatsache, Existenz, Geschichte; und er hat von jeher diejenigen grausam verfolgt, gekreuzigt und verbrannt, die sagten: Das ist nur Symbol, das deinem Gefühl als Stecken und Stab dient, es ist keine Wirklichkeit. Sokrates! Wenn wir seine Lehre auf eine kurze Form reduzieren, so heißt sie: „Die Götter mußt du in deinem Innern suchen, sie sind nicht.“ Und dafür hat er dürfen den Giftbecher trinken; — wie es von jeher in der Welt gegangen ist.

Die Götter werden sehr menschlich, sinnlich gedacht, und menschliche Eigenschaften sind ihnen von jeher angedichtet worden, anthropomorphische und selbst anthropophagische Züge. Auch das Christentum gibt dem Letzten, Höchsten, was wir suchen,

solche Eigenschaften. Wir haben darin noch einen ungemeinen Rest von heidnischer Mythologie. Den Teufel nahm man aus dem Persischen. Und nicht genug damit. Der herrliche Charakter, der bewundernswert edle, reine, gemütsfreie, wohlwollende, liebevolle Mensch Jesus, der freilich Worte gesprochen, die ewig wahr sind: wir ruhten nicht, bis er ein Halbgott wurde, ein Sohn Gottes. Das ist heidnischer Einfluß. —

Unser Geist bildet sich das Ideal eines vollkommenen Menschen; er sammelt in sich die Vollkommenheit, die in allen Menschen irgendwie getrübt erscheint, zu einer reinen Vorstellung. Dieses ideale Bild in unserem Geist kann nicht historisch sein, das ist nicht möglich, sonst bricht Ihnen jeder Begriff eines Naturgesetzes zusammen, und es herrscht Wahnsinn. Die Wunder können nicht historisch sein. Und die Auferstehung? Sie ist ein Sinnbild der Wahrheit, daß der Geist nicht umzubringen ist. Dieses Sinnbild dient dem naiven Bewußtsein, kann aber kein Faktum sein. Aber wie gesagt: Die Volksreligion verwechselt Symbol und Realität und wird diejenigen immer verdammen, die die Symbole nicht für Thatsachen halten und mit der Waffe der Kritik aufzuzeigen suchen, daß sie es nicht sind.

Weiter! Die positive Religion ist bemüht, den Trost über die Uebel der Welt sich bildlich vorzustellen, indem sie sagt: hier nicht, aber anderswo kommt dann Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. „Anderswo?“ Wo denn? Die Naturwissenschaft zeigt, daß das Weltall, unendlich im Raum und in der Zeit, anderen Wesen keine Stelle gibt, als solchen, die, wenn sie leben, auch leiden müssen. Existieren heißt eben: in die Welt der Schranken hineingesetzt sein und gegen Uebel kämpfen. Ein anderes Einzelwesen gibt es nicht, wenn irgend ein Wort der Naturwissenschaft wahr sein soll. — Ein anderes Mal und anderswo, heißt es da. Das Schöne hingegen sagt: nein: hier und jetzt. —

Es gibt weder Himmel noch Hölle, oben und unten; damit dränge die ganze Mythologie herein. Das Christentum hat sich nicht genügen lassen mit einem Gott. Wie es seinen Begründer als zweiten Gott neben den ersten stellte, so erhob es Maria,

nach uralten, vielleicht ägyptischen Vorstellungen zu einer Göttin. Aber dazu wurde noch der heilige Geist verkörpert; und so sind wir im Olymp. Die christliche Theologie hat drei Götter festgestellt und leugnet es wieder, indem sie diese drei Einen nennt; sie sagt: es sind drei, aber doch nicht drei. Also ein hölzernes Eisen. Das heißt: ja, es ist ein Eisen, aber dieses Eisen ist doch nur hölzern. Das läßt sich die positive Religion nicht nehmen; und so ist sie unfrei. So lange die Welt steht, werden sich nur blutwenige Menschen finden, die sich nicht dazu bekennen; und die Geschichte erzählt, wie es ihnen dafür geht. Aber allein nur die wahre, die freie Religion bricht den Egoismus, allein das Grundgefühl meiner absoluten Einzigkeit hilft mir das trotziges Ich durchbrechen. Die Positiven sind in ihrer Vorstellungsart unfrei, blind und daher verfolgungsfüchtig. Tolerant ist allein, wer sich über die konfessionellen Gebiete hinaus in den Aether der reinen Religion erhebt. —

Um das in ihr enthaltene Grundgefühl zum Leben zu bringen, schuf also die positive Religion eine Bilderwelt, der sie gebunden gegenüber steht, als ob sie Wirklichkeit wäre. Und dabei bediente sie sich der Kunst. Aber sie mußte erfahren, daß sie an der Kunst eine Verräterin in ihrem Hause aufgezogen hatte. Die Götterbilder wurden schöner und schöner; und man mußte sich überzeugen, daß sie in ihrer vollendeten Schönheit nicht die Erbauung förderten. Das heißt: wenn jemand von einem Gottesdienst sich erbaut glaubt, der den reichsten Schmuck der Künste sich anlegt und alle Fülle ihrer Wirkungen aufbietet, so möge er sicher sein: es ist zum größten Teil Kunstfreude. Diese aber stimmt nicht religiös. Dem strengen Ernst der Religion gegenüber ist die Kunst zerstreugend. Wer an harmonischen Formen sich erfreut, ist nicht gestimmt, sich prüfend zu fragen: bist du ein Mensch, der wert ist zu leben? Das offenbart mir die Kunst nicht, sie ist zu heiter. Und deswegen ist es eine schwache Seele, die sich durch ein Gemisch von ästhetischen Reizen und Religionsvorstellungen hinüberziehen läßt aus einer ernsteren in eine durch Kunstfreude erheiterte Konfession. Pausanias berichtet in seiner Geschichte Griechenlands von ur-

alten Bildern, die roh in der Form waren und recht gestreng ausfahen, recht böse, und sagt: „diese sind heiliger als die neuen, schöner.“ So werden die ganz alten düsteren Marienbilder als gnadenreich verehrt; sie erscheinen besser geeignet, den Menschen in sein Inneres zu werfen, als diejenigen mit freier, gefälliger, brillanter Form.

Und die Bilderstürme des 16. Jahrhunderts? Kein Freund der Kunst wird sie je entschuldigen, aber ein Körnchen Wahrheit ist dabei. Sie wurden freilich ausgeführt von rohen Menschen, die gar kein Kunstgefühl hatten, aber diese gingen aus von dem Gedanken: es sind Gözenbilder, die angebetet werden, Gegenstände des Gözendienstes; und da hatten sie recht. Als gebildete Menschen hätten sie gesagt: schaffen wir sie in ein Museum! aber sie waren eben roh. Heute ist es in der ganzen katholischen Welt so, daß die Kirchenbilder im Sinne des Gözendienstes verehrt werden. Da glaubt man: diese Maria thut Wunder, thut es mehr als eine andere u. dergl. Madonnenbilder erscheinen und verschwinden. Man gibt der heiligen Gestalt frisches Zeug; just wie im Altertum, wo die Götterbilder gewaschen wurden, neue Röcke bekamen, wie z. B. die Statue der Athene auf dem Parthenon. —

Aber jetzt betrachten Sie die Kunst für sich! Sie hat zwar ihre Bilder zu großem Teil gemein mit der Religion, aber als Kunst steht sie ihnen ganz anders gegenüber. Das Schöne ist ja freier Schein, bloßes Bild¹⁾. Nehmen Sie irgend eine griechische Götterstatue, z. B. den Apollo. Wir betrachten ihn mit hoher Freude. Aber wir glauben ja nicht mehr an die Götter der Alten; es fällt uns nicht ein, zu meinen, es gebe wirklich einen Apollo. Und doch hat er für uns eine innere Wahrheit; wir sehen in ihm personifiziert die Herrlichkeit des Lichtes, das ein Symbol des Geistes ist, die Herrlichkeit der Klarheit des Geistes. Oder wir stehen mit einem der Andacht ähnlichen Gefühl vor der sizilianischen Madonna, aber es ist nicht identisch mit der Andacht kirchlicher Verehrung²⁾. Wer sie anbetet, sieht ihre

¹⁾ Siehe oben S. 50 ff.

²⁾ Siehe oben S. 83.